



Der Courier



18. Jahrgang

20 Seiten

Regina, Sask., Mittwoch, den 17. Dezember 1924

20 Seiten

Nummer 6.

Deutsche Weihnachtsgedanken

Man hat uns Deutschen schon mitunter in bösslicher Weise nachgelacht, wir seien sentimentale, schwärmerisch veranlagte Menschen. Die sind in die moderne Welt mit ihrem geschäftlichen und politischen Ringen hineingepflanzt. Jene, die ein solches Urteil über uns fällen, haben wahrnehmlich nur eine Seite unseres Lebens kennen gelernt, nämlich die deutsche Gemütsseite, die sich als Schwärmeri und Gefühlsduselei auffassen. Es gab in der Tat Zeiten in der Geschichte des deutschen Volkes, in denen unsere Vorfahren sich von der Heberdenklichkeit dichterischer Phantasien und schöner Menschheitsideen berart gefangen nehmen ließen, daß sie darüber den ehernen Schritt und Trittschritt der Regionen überhörten. Aber seit 100 Jahren hat sich langsam, doch immer härter ein Umsturz vollzogen. Die politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten der neuen Zeit haben ein neues Geschlecht heranzüchten lassen, das mit den übrigen Mächten der Welt in einen friedlichen Wettstreit eintrat und dabei, fürwahr, Fähigkeiten entwickelte, die man unseren Ahnen nicht zugestanden hätte. Die Deutschen sind zu einem Weltvolk geworden, das man trotz aller Schicksalsschläge des letzten Jahrzehnts nicht aus dem Rate der Völker ausschalten kann. Das allein spricht mehr als alles andere dafür, daß die Deutschen, mögen sie im alten Stammesland, in anderen europäischen Ländern oder auf dem amerikanischen Kontinent leben, einen wichtigen Platz im Menschheitsgange einzu-

nehmen besitzen sind. Das lagern wir nicht aus nationalen Dogmen und Eigendünkel, sondern im Bewußtsein unserer Gleichwertigkeit mit allen anderen, die Menschengattung tragen.

Manchmal schien es jedoch in den vergangenen Jahrzehnten, als ob unter den gewaltigen Fortschritten auf den Gebieten der Wissenschaft und Technik die deutsche Seele etwas verlieren würde, das ihr ein gültiger Schöpfer beibringt hat, nämlich das edle deutsche Gemüt. Für allzuviel in der Lang um den Dollar zum Gohendienst geworden. Für allzuviel in der „Ruine“ der Ziel und Angelpunkt ihres geistigen Tuns. Solche Menschen schweben unbestimmt in der Gefahr, das Beste ihres Lebens zu verlieren und zu engerzigen, kleinen Spielbürgern zu werden. Denn ihre Ideale und ihre hohen geistigen und sittlichen Ziele in den Staub tritt und in der Vergeßlichkeit nach dem Mammon keine Kräfte vergeudet, beraubt sich seiner Menschlichkeit, verengert seinen Horizont und fann schließlich auf die Stufe eines Tieres herabsinken, das nur in der Verteidigung seiner irdischen Bedürfnisse den ganzen Inhalt seines Tuns erblickt. Je zahlreicher die Volkspopulation sind, die uns in den freien wirtschaftlichen Denkens festzuhalten suchen, desto stärker muß unsere Sehnsucht nach den ewigen Dingen sein, von denen das Heil kommt. Je öfter wir unter dem Zwange des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes in die Tiefen der materiellen Abgründe hinabstürzen müssen, desto lebendiger muß der Wille zu sittlicher Größe und zu männlicher Charakterfestigkeit in uns werden.

Die großen Aufgaben der modernen Menschheit und namentlich der deutschen Menschheit, Aufgaben, die mit heiligem Eifer jeder sich zu eigen machen sollte, um sich selbst und seine Mitmenschen in der Umgebung zu veredeln und mit einem neuen Geiste zu erfüllen.

Es gab und gibt viele Menschen und unter ihnen sogar wahre Geistesriesen, die mit einer solchen wehrhaften Seite alles auf die Seite schoben, was für Religionen steht. Man hat wissenschaftliche und bessere wirtschaftliche Systeme ausgedacht und wollte mit ihrer Hilfe die arsten Reaktionen des Dergens und die Höhenstufen des Geistes betreten. Aber was mußte man erleben? Waren es nicht Steine statt Brot? Gaben die Siebengezeiten nicht noch mehr Dornen und Dornen auf den Lebenspfad getrieben? Gaben nicht schon viele sich in eine Sackgasse verrennt und in einen Labyrinth verirrt, ohne einen rettenden Ausweg zu finden? Gaben die Menschheitsbegleiter, die das Leben der Volksmassen ohne Religion meistern wollten, die Banden des Krieges gezeitigt oder haben sie nicht noch mehr Wunden aufgerissen?

Das bevorstehende Weihnachtsfest legt jedem denkenden Menschen solche Fragen nahe. Ihre Beantwortung ist für den, der nicht in tollen Fanatismus und in unheiliger Verblendung verfallen ist, keineswegs schwer. Nehmt den Erdenbürger die Religion und ihr steht ihm in die Nacht des Zweifel und der Verwirrung hinaus. Er muß früher oder später zum Dyer hin-

unter oder später zum Jerritor-leines eigenen „Winkes und des Kindes“ keinen Menschen sich entwickeln? Nach die Religion zu einer „neutralen“ Sache, verdrängt sie aus dem Leben der Völker, aus den Gemeindefundamenten der Vereine und Organisations, aus den Kabinetten und Parlamenten und ihr untergräbt die sittlichen Fundamente der menschlichen Gesellschaft. Da dieses Rückgrat gebrochen ist, tritt es seinen Dalt mehr für die Armen und Unterdrückten, da berührt die brutale Gewalt, da ist den Verbrechern trotz der strengsten irdischen Gesetze die Bahn frei gegeben.

Es ist das unergleichlich hohe Verdienst des Christentums, daß es sich gerade in den düstersten Stunden der Geschichte als der ruhende Pol in der Erdenbewegung erwiesen hat. Soll es uns Menschen des 20. Jahrhunderts nichts zu sagen haben? Das Weihnachtsfest seine tiefere Bedeutung als die des Schenkens und Weihenwunders? Welche letzten Erinnerungen werden in unserer Seele wach, wenn wir der Zeit gedenken, da das Christentum uns als stender beglückte, da noch der deutsche Tannenbaum in seinem Lichterglanz errahnte? Riegt hier nicht auch ein Spid christlicher deutscher Gemütsseite, die himmelweit entfernt ist von den vielleicht einst sinnreichen, aber heute veräußerlichten Gebräuchen anderer Völker? Warum sollen nicht auch wir Deutschen auf canadischen Boden das Christfest in deutscher Weise und mit deutschem Geiste feiern?

Soviele Fragen, so viele Antworten. Was sie jeder sich selber geben. Aber eines dürfen wir doch hinzufügen: Wenn dieses Fest ist wie das Weihnachtsfest dazu geeignet und dazu berufen, den Menschen auf einige Stunden aus den Bitternissen und kümmerlichen der armeneligen Dollar- und des allberückenden „Pulsch“ herauszuführen. Die Geburt des Weltbewalters im Stalle zu Bethlehem lenkt unseren Blick auf die großen und letzten Fragen des menschlichen Seins, auf die ewige Bestimmung der Erdenbürger. Fürwahr, wir sind für höhere, achselhaften Unendliche und unbegreifliche Liebe, die den Gotteswahr auf die Erde herabgezogen, hat ihm arm und lehmig werden lassen und ihn zu unergleichlichen gemacht, damit er unter Verdand und Erlebe werde. Sind diese schlichten und doch so erhabenen Wahrheiten unserer christlichen Religion nicht einige Stunden ernstlichen Nachdenkens wert? Wer mit deutschem Gemüt und mit deutscher Innigkeit sie auf sich wirken läßt, wird gemäß die ganze Weltseite des Weihnachtsfestes verstehen und wird mit mehr Charakterstärke, mit mehr gutem Willen, mit mehr innerem Frieden und mit froher Empfindung den Weg des Lebens weiterverfolgen, bis eine ewige Weihnacht ihn umgibt.

Wir können unseren werten Lesern und allen unseren deutschen Freunden nichts Besseres wünschen, als daß sie aus dem Christfest neuen Lebensmut und neue Kraft zu allem Guten schöpfen möchten. Das aber wünschen wir ihnen mit echter deutscher Herzlichkeit.

Bettelkinds Weihnachten

Von M. V.

Alle Jahre wieder kommt das Christfest auf die Erde nieder. Wo wir Menschen sind.

Reich und lichte schließt das Lied aus der Schultube hinaus, in den weichen Bornweihnachtsstg. Die Buben und Mädchen fangen so recht aus dem Herzen heraus, weil die Worte so einfach und schlicht und ihnen so ganz angepaßt waren.

Auch der alte Schulmeister legte heute mehr in die Seiten der Geige, als die einfache Melodie es verlangte. Der Lehrer und die Kinder horchten hin auf das, was sie sangen; da tum war's wie Andacht um sie her.

Ah, Weihnachten! Wenn klingt das Wort nicht ins Herz? Wenn werden da nicht Erinnerungen wach und Wünsche laut? Nicht bloß in der Stille, welche schneidig die Stunden zählt, bis der Lichtschein durch das Zimmer fließt, die Christbaumlichter flackern und all die stöhnlichen Derrlichkeiten des Christfestes vergolden und überglänzen! Nein, in jeder Menschenseele rückt da ein Glauben, ein Hoffen und ein Lieben in die Erinnerung, und arm, tausendfach arm ist derjenige, dem das Wort nichts mehr zu sagen hat und der diese drei, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe verlor.

Der Schulmeister sah die Freude, die sich um die Kindergeichter wab und die heimlichen Träume, die das Herz umspannt!

Unter dem geöffneten Fenster stand die laun sehnährige Vögel des Spielesmanns Jakob. Sie hielt ein paar irdene Töpfe in der Hand, die der Vater gegen mollene Kumpen eingetauscht pflegte. Früher war er mit der Geige von Haus zu Haus gezogen. Seitdem aber die Zeit und das Alter die Finger holl und ungenügend gemacht hatten, ernährte er sich mit Kumpenlammeln. Die Vögel aber hieß nach wie vor das Spielmannsfind.

Sie hob die dunklen Augen zu der Schultube hinauf und horchte angezogen hin. Das Kopfuch rutschte ihr dabei in den Nacken und das übrige braune Haar legte sich wie ein Strag um das blaße, bleiche Gesichtchen.

Selbst die Lippen öffneten sich, um die Weihnachtsweise aufzunehmen.

Alle Jahre wieder kommt das Christfest...

Wenn könnten Kinderaugen einen sel-

Stille Nacht

Wie war es doch? Ein Haus, verwitvert, grau; Knisternde Tannenweige, bunte Lichter, Ein ernster Vater, eine sanfte Frau, Und zweier Kinder staunende Gesichter. Geschmückt mit sel'nen Gaben ist der Tisch; Die Kinder haben jauchzend ihn umsprungen, Dann ist von ihren Lippen hell und frisch Das alle Lied der „Stillen Nacht“ erklingen.

Da steht er mit dem blonden Schwefelstein Beim Tannenbaume; weitgeöffnet gleitet Ihr Auge über all den Glanz und Schein, Den Elternliebe für sie ausgebreitet. Er fühlt auf's neu' die ganze Zauberwelt Des Kinderfestes Herz und Sinn befeindigen. Fernher ertönt das Lied der „Stillen Nacht“, Um ihn in süßen Weihnachtsschlaf zu singen.

Martin Drescher.

geren Glanz bekommen als in Erwartung des Christfestes? Wann ihr kleines Herz freudiger und hoffnungsvoller schlagen?

In dem Bettelkinds wackelten die Worte seltsam, vergangene Stunden. Da hatte es neben der Mutter gestanden unter dem kleinen Christbaum und das wollene Tuch um die ärmliche Stube sein wildes Lied gesungen; aber drinnen war es so heimlich und warm gewesen und die paar halbblinden Augen hatten in glückliche Kinder- und Mutteraugen geleuchtet.

Recht mit seinem Segen ein in jedes Haus.

Da verlor sich auf einmal der Traumglanz in den Augen der Bettelkinds. Das alle Herz legte einen Augenblick aus...

Ah, der Spielmanns Jakob hatte ja kein Häuschen mehr, das... hatte er

Stille Nacht

Alljährlich steigt dies Kindheitsbild empor. Und zwingt den Einsamen, ihm nachzuspüren, Wohin sich auch sein Lebenspfad verlor, Er kann dem Bann des Bildes nicht entinnen. Ob er von rauher Schicksalshand gelenkt Zum finst'ren Manne ward im Weltgebrause, Wenn sich die „Stille Nacht“ herniedersenk, Ist er ein Kind in seines Vaters Hause.

längst verkauft... da würde das Christfest auch wohl nicht... Ein Web und eine Angst überfielen das Mädchen, die ihm fast den Atem raubten.

„Kein Christfest...“ wiederholte es für sich hin.

Die Kinder in der Schultube sangen noch, ein-, zweimal. Das sang so sicher, so mader! Und die Vögel richtete sich höher hinauf und horchte noch aufmerksamer. Sie wollte glauben, wollte hoffen; sie presste die Hände zusammen zum Gebet.

Schnee begann zu flöden. Er streute weiße Sterne in das dunkle Mädchenhaar und helle Tüpfel auf die braunen Töpfe.

Eine Straße flog auf die Fensterbank, um sich die Reste zu sammeln für den kommenden Feiertag.

Da schaute der Schulmeister hinaus und wie er sich tiefer beugte, sah er in die

Stille Nacht

stittenden, heimwehkranken Augen des Bettelkinds.

Er wollte etwas sagen, etwas fragen, aber das Mädchen war schon fort.

Das Lied war auch zu Ende und er ließ die Kinder gehen.

Draußen auf dem Schulhof zerstreuten sie sich zu zweien und dreien. Aber wo sie auch gingen und standen, sie sprachen und dachten nur eins: das Christfest.

„Nein und große Bündel wurden getauscht, Hoffnungen aufgestellt und Erwartungen gehegt.“

„All der grüne Nebel, der im Tal und um die Höhen brodelte, schien hell und leuchtend im Glanze des kommenden Tages und nicht einmal die wirbelnden, tanzen- den Floden vermochten die Gedanken abzulenken.“

Stille Nacht

Um die Schule, wo die Spielmannsfind stand, schoben zwei große Jungen. Sie sprachen eifrig aufeinander ein, aber so leise, als sollte es niemand hören.

Rur das Bettelkind vernahm es in der Nähe.

„Du Johannes, daß du dergleichen noch glaubst!“

„Ja, Iam es jaobast zurid.“

„Reichte, wenn ich's nicht selber gesehen hätte! Oben in der Trube lagen im vorigen Jahre alle die Sachen und den Christbaum hielt der Vater in der Zammerung aus dem Walde und die Stenzen brachte die Mutter vom Krämer mit, weichte.“

„So...“ sagte der Johannes halb-laut, „du meinst also richtig, es gäbe kein Christfest.“

„Ich noch es, verlass dich drauf.“

Die Vögel hatte den Kopf gewandt und die Worte aufgefangen. Wie Welterhännte trafen sie ihr junges Herz.

„Es gibt kein...“ Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden, trat aus ihrem Versteck und sah mit glühenden Augen den Knaben nach. Doch der Johannes lief schon weit oben und der andere bog eben um die Ecke.

„Es gibt kein Christfest!“ Aber warum hatte denn der Lehrer singen lassen und weshalb hatten alle mitgegangen, auch die Weiden...“

Die Worte fielen fallter in ihr beihes Herz, als der rieselnde Schnee auf die glühenden Waden.

Den Knecht wollte die Vögel fragen, der mit der Starre vorbeigog, den Bauern, der in schweren Schwerkeln einherstappte, den Doktor, der in klingendem Schlitzen vorbeifuhr.

Sie fand aber den Mut nicht und blieb allein mit ihrem Weh.

Selbst der Himmel hing grau und trüblich herab, als habe auch er kein Licht in diesen Finstern.

Der Schnee rieselte gleichmäßig weiter, die Wolken glitten tiefer und schüllten das Dorf in Dämmerlicht.

Friedend stand die Bettelkinds immer noch auf dem Schulhof. Die festgeitzernen Hände barg sie unter der Schürze und die irdenen Töpfe klangen leicht aneinander. Tränen rannen über das blaße Gesichtchen herab in die fadenleuchtige Schürze.

„Ah, Mutter.“ schobte das Kind und presste in dieses Wort all sein Heimweh und seinen Jammer.

„Wer meint da?“ fragte ein vorübergehender Bursche den anderen. Der tat einen Blick zur Seite: „Das ist bloß die Spielmannsfind.“

Reiner aus dem ganzen großen Dorfe kümmernte sich um das frierende, weinende Kind auf dem leeren Schulplage.

(Fortsetzung auf Seite 3.)